



Systemische Therapie – ein Steinbruch?

Marie-Luise Conen

Derzeitige Diskussionen und Entwicklungen in der Systemischen Therapie versetzen mich als ehemalige Vorsitzende der DAF – Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Familientherapie – (1993-2000) und als leidenschaftliche systemische Therapeutin in Unruhe und lösen bei mir zunehmend Unzufriedenheit aus. Die zu beobachtenden Entwicklungen sollten m. E. in einer breiteren Öffentlichkeit diskutiert werden.

Ich gehöre zu der Generation von Familientherapeuten/Systemischen Therapeuten, die als erste grundständig eine systemische Therapie/Familientherapie-Weiterbildung abgeschlossen haben, d.h. kein anderes Therapieverfahren vorher erlernt haben, bevor sie sich der systemischen Therapie/Familientherapie zuwandten.

Ich erinnere mich an häufige Fragen Anfang der 80er Jahre. Was sind Sie? (gemeint, welche Art von Therapeutin sind Sie). Meine Antwort: Familientherapeutin. Rückfrage: Und was sind Sie von ihrer Ausbildung her? (gemeint GT, VT, Analyse, Gestalt)? Es brauchte einige Jahre bis diese Frage nicht mehr gestellt wurde und auf Kongressen und Tagungen „wir“ systemischen Therapeuten und Familientherapeuten die Mehrheit darstellten.

1992 – auf der Kölner DAF-Tagung kam es zu heftigen Diskussionen über Familientherapie als Setting oder als eigenständiges Therapieverfahren. Die Position des damaligen Vorsitzenden Familientherapie als Setting zu verstehen, wurde auf der Mitgliederversammlung vehement kritisiert und konnte sich im Verband nicht durchsetzen.

1999 – wurde der Antrag auf Anerkennung systemischer Therapie als eigenständigem Verfahren gestellt. Wie bekannt, wurde dieser Antrag aufgrund von Kriterien abgelehnt, die angewendet auch bei bereits anerkannten Verfahren deren „Nicht-Anerkennung“ bewirkt hätten. Nach

der Ablehnung des Antrags durch den wissenschaftlichen Beirat – der in Kürze die gewünschten noch fehlenden Nachweise zur Wirksamkeit von Systemischer Therapie durch die Verbände erhalten wird – ist in den letzten Jahren eine Entwicklung in der Psychotherapielandschaft eingetreten, die mir Anlass zur Sorge ist. Zunehmend ist zu beobachten, dass andere „Therapieschulen“ mit einer Selbstverständlichkeit sowohl Methoden als auch Denkkonzepte der systemischen Therapie für sich reklamieren.

So sind in einer Reihe von Publikationen Ideen zu finden, die als ureigene dieser Schulen beschrieben werden. Es geht sogar soweit, dass auch Autoren und Urheber grundständiger systemischer/familientherapeutischer Methoden überhaupt nicht erwähnt und demnach auch nicht benannt werden, dass es sich um systemische Vorgehensweisen handelt. Beispielhaft sei hier u.a. das Buch von William Miller und Stephen Rollnick: Motivierende Gesprächsführung (1999) erwähnt. Z.B. werden paradoxe Interventionen von verhaltenstherapeutischen Weiterbildungsinstituten als eine VT-eigene Interventionsform dargestellt, außer Acht lassend, dass die „paradoxe Intention“ auf Viktor Frankl zurückzuführen ist und u.a. durch die Mailänder Gruppe in den 70iger Jahren weiter entwickelt wurde. Konzepte wie Achtsamkeit (vgl. Heidenreich u. Michalak 2004) sowie Ressourcenorientierung (vgl. Schmall u. Schaller 2003) werden ebenso als eine Haltung per se der Verhaltenstherapeuten und als ihre ureigene „Sache“ beschrieben – mit keiner oder wenig Erwähnung der systemischen Therapie als deren „Ursprungsort“.

Es ist mir deutlich, dass in diversen Publikationen scheinbar Wert darauf gelegt wird – neben einer auch sonst allgemein vorzufindenden

äußert unzureichenden Zitierung von Quellen – viele systemische Ideen und Methoden nicht zu erwähnen – oder Alibiweise in einigen Readern „Systemiker“ in Beiträgen auch zu Wort kommen zu lassen, den Eindruck erweckend, dass zwischen den diversen Therapieschulen und den systemischen Therapeuten keine nennenswerten Unterschiede bestehen.

Hinzu kommt dass systemische Weiterbildungen weiterhin florieren sowie das starke Interesse von vielen KollegInnen, die eine für sie geeignete, ihre Kompetenzen wesentlich erweiternde und ihnen Spaß machende Weiterbildung suchen, die lieber auf eine Approbationsmöglichkeit verzichten als sich auf langweilige manualisierte oder Deutungshoheiten bedienende Therapieverfahren einzulassen. Während die anerkannten Psychotherapieverfahren (Psychoanalyse, Tiefenpsychologisches Verfahren, Verhaltenstherapie) in nicht wenigen Regionen – nach dem Abklingen des Booms der Nachqualifikationen - mit erheblich reduzierten Weiterbildungsteilnehmern vorlieb nehmen mussten, hielt das Interesse von Psychologen, Sozialpädagogen und Sozialarbeitern u.ä. Berufsgruppen an Weiterbildungen in systemischer Therapie bzw. Familientherapie an.

Es ist daher nicht erstaunlich, dass in einzelnen Regionen verhaltenstherapeutische, psychoanalytische und tiefenpsychologisch orientierte Weiterbildungsinstitute freudig einzelne Elemente aus der systemischen Therapie in ihr Curriculum zu übernehmen versuchen.

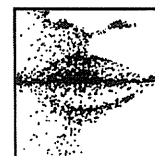
Diese Tendenz ist an sich schon erstaunlich – und ist auch in Zusammenhang zu sehen, dass renommierte Repräsentanten der anerkannten Verfahren – diese nutzen, um auf eine „Allgemeine Psychotherapie“ zu verweisen. Ich halte diese Entwicklung für uns systemische Therapeuten und auch für die systemischen Weiterbildungsinstitute für mindest äußerst bedenklich, wenn nicht gar gefährlich.

Auf der kürzlich stattgefundenen systemische Forschungstagung in Heidelberg (von SG, DGSF und Uni Heidelberg) war deutlich der Tenor zu hören, dass für die Idee einer „Allgemeinen Psychotherapie“ geworben wurde. So wurde u.a. vom Vorsitzenden der DGSF (Deutsche Gesellschaft für Systemische Therapie und Familientherapie) in einem Rednerbeitrag davon ausgegangen, dass es nur eine Psychotherapie geben wird, alles andere wären Zwischenschritte dahin. Darüber hinaus wurde von anderen die Idee in die Diskussion geworfen, dass Systemische Therapie ein Basiskonzept (Meta-

Verfahren) für alle darstellt – also kein Verfahren an sich sei.

Ich habe gegenüber den beiden renommierten amerikanischen Psychotherapie- und Familientherapieforschern Russel Crane und William Pinsof folgendes Szenarium entwickelt: 1970 – der amerikanische Familientherapie-Mitgliedsverband hat nur 2000 Mitglieder und Familientherapie ist nicht als Verfahren anerkannt (heute hat AAMFT 23.000 Mitglieder und Familientherapie ist in 42 Staaten anerkannt, New York State ist erst seit zwei Jahren, Massachusetts bis heute nicht). Zu diesem Zeitpunkt (1970) würde AAMFT diskutieren, Familientherapie anderen Verfahren anzubieten, sich in ihnen aufzulösen, da es eine einheitliche Psychotherapie geben solle. In den USA wäre ein Vorgehen, wie es derzeit einzelne deutsche Verbändevertreter versuchen herzustellen, undenkbar, würde Stürme der Entrüstung sowohl der systemischen Praktiker als auch der systemischen Weiterbildungsinstitute hervorrufen.

Ich habe den Eindruck, dass die Interessenslagen völlig verkannt werden, dass auch Ideen vertreten werden, die in ihren Auswirkungen und Konsequenzen nicht weiter bedacht werden. In der „Geschmeicheltheit“, dass andere Verfahren „uns“ „kopieren“, „uns“ zu Tagungen einladen, sich mit uns gerne austauschen und von unseren weiterhin blühenden systemischen Landschaften profitieren wollen, wird vergessen, dass dies seinen Preis haben wird – und den andere zahlen werden als die, die davon profitieren.



In den USA wird aus ganz anderen Gründen, eine „Allgemeine Psychotherapie“ in die Diskussion geworfen als dies in Deutschland der Fall ist. Durch die starke Biologisierung psychischer Probleme von Menschen, die in den letzten 20 Jahren in den USA stattfand, befindet sich die Psychotherapie in den USA in einem Sinkflug, der erdrutschartige Ausmaße hat. Für Psychotherapien werden von den Krankenkassen (HMO) oft nur noch für insgesamt 8-10 Termine genehmigt – und dies auch bei solchen Problemen wie Suizidalität. Familientherapie (was in der Regel gleichzusetzen ist mit systemischer Therapie) die immer noch ein hohes Renommee in den USA hat, steht noch, man muss betonen noch unter einem enormen Druck, anerkannt zu werden. Alleine der Kampf im Staat Massachusetts um Anerkennung der Familientherapie ist eine never ending story.

Die Situation in Deutschland stellt sich ganz anders dar. Hier ist im Unterschied zu allen anderen westlichen Industrieländern die berufsrechtliche und sozialrechtliche Anerkennung für ärztliche und psychologische Psychotherapeuten nur über den Weg einer Weiterbildung in einem anerkannten Therapieverfahren möglich. Dadurch ist es so entscheidend und wichtig für alle systemischen Therapeuten, dass systemische Therapie als eigenständiges Verfahren anerkannt wird. Ausgebildete systemische Therapeuten haben aufgrund der Ablehnung der systemischen Therapie als eigenständigem Verfahren *und* ihrer persönlichen und beruflichen Investitionen in ein Therapieverfahren, das eben nicht anerkannt ist und das sie *auch* trotzdem erlernt haben, obwohl es nicht anerkannt ist, einen hohen Grad an Identifikation mit diesem Verfahren.

Darüber hinaus werden mit einer Diskussion um eine allgemeine Psychotherapie ganz deutlich die Interessen der Weiterbildungsinstitute, die mit einem von den zwei Fachverbänden anerkannten Curriculum ihre Weiterbildungen durchführen, ignoriert. Dabei wird verkannt, dass die wesentlichen Bewegungen und Weiterentwicklungen von den systemischen Weiterbildungsinstituten und *nicht* von den Verbänden selbst forciert und getragen wurden und werden.

Es kann also nicht anstehen, dass u.a. Verbändevertreter zu diesem Zeitpunkt eine Diskussion mittragen, die sowohl den Interessen der einzelnen systemischen Therapeuten als auch den Interessen systemischer Weiterbildungsinstitute nicht entspricht. Es ist daher m. E. dringend notwendig, dass vor allem zwischen den Verbändevertretern, hier vor allem seitens der DGSF (aber auch SG) und den systemischen Weiterbildungsinstituten eine politische und fachliche verbandsinterne Diskussion über die Positionierungen der Verbände und der Weiterbildungsinstitute sowie der Einzelmitglieder zu führen. Systemische Therapie ist kein Steinbruch, zu dessen Abbau die Verbändevertreter einladen können, sondern ein Verfahren, das eigene Prämissen, Ideen und Interventionen entwickelt hat. Dies gilt es zu wahren und eine identitätsstiftende Politik für systemische Therapeuten zu vertreten.

Systemische Therapie stellt ein eigenständiges Verfahren dar. Systemische Therapeuten haben im Vergleich zu anderen Ansätzen ein vollkommen anderes Verständnis von Krankheit/Problemen/Störungen und sind daher nur

bedingt kompatibel mit den „klassischen“ Ansätzen.

Aus diesen Überlegungen heraus stellen sich folgende Fragen an die beiden Fachverbände (SG und DGSF):

1. Wessen Interessen vertreten die Verbände und Vorstände der beiden Gesellschaften?
2. Welche Konzepte und Vorstellungen der Verbände gibt es, die Vereinnahmungstendenzen und Umarmungsbestrebungen - vor allem der verhaltenstherapeutischen - Weiterbildungsinstitute und derer Verbände entgegenzuwirken?
3. Wenn nichts gegen diese Umarmungsbestrebungen seitens der Verbände getan wird, warum löst man Systemische Therapie als „Verfahren“ nicht einfach auf?
4. Was tun die beiden Fachverbände und Vorstände in Bezug auf Identitätsbildung der systemischen Therapeuten?
5. Wie sieht die Gestaltung einer aktiven Verbandspolitik der Verbände für die nächsten 2-5 Jahre aus – auch in Bezug auf Vereinnahmungen durch andere und bezogen auf die Identitätswünsche ihrer Mitglieder?
6. Was denken die Verbändevertreter/ Vorstände, welche Auswirkungen die Diskussionen (um „Allgemeine Psychotherapie“) bei den Vertretern der „anerkannten“ Verfahren haben werden?
7. Welche Strategien verfolgen die Verbändevertreter und Vorstandsmitglieder mit ihren Aussagen zur Allgemeinen Psychotherapie?
8. Was denken die Verbändevertreter und Vorstände, was ihre systemischen Verbandsmitglieder denken, welches Bild von „Systemischer Therapie“ sie mit ihren Aussagen vermitteln?
9. Welchen Effekt bezüglich systemischer Identität erwarten/wünschen sich die Verbändevertreter mit ihren Äußerungen bei ihren Mitgliedern?

Anschrift der Verfasserin

Dr. Marie-Luise Conen
Context-Institut für systemische Therapie
und Beratung
Heinrich-Seidel-Str. 3
12167 Berlin

Zum gegenwärtigen und vergangenen Nutzen und Missbrauch von Genogrammen

Marie-Luise Conen

Beim Lesen der „Ansichten im Vorübergehen“ von Klaus Deissler im Heft 1-2006 fühlte ich mich gleich auf mehreren Ebenen angesprochen. Im folgenden möchte ich einige Erfahrungen und Überlegungen zum gegenwärtigen Stand dessen, wer und wie Genogramme benutzt und auch missbraucht werden darlegen.

Das für mich emotional schwerwiegendste Argument das Klaus Deissler gegen Genogramme anführt, ist der Missbrauch während der Nazizeit, in der Familienstammbäume gegen Menschen verwendet und zu deren Auslöschung benutzt wurden. Dieser Art von Missbrauch war und ist mir stets präsent und hat bei eigenen Recherchen eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. In der Erarbeitung der eigenen Genogramme der vier Herkunftsfamilien lernte ich es auch, dass einige Genogrammtteile sehr umfangreich waren, da hier bereits viel recherchiert worden war, um den „Ariernachweis“ erbringen zu können.

Ich habe vor etlichen Jahren damit begonnen, alle Familienzweige in noch so vielen Verzweigungen zu erkunden. Seit einiger Zeit suche ich Nachverfahren von ausgewanderten Vorfahren und es ergeben sich dadurch interessante, spannende und prägende Eindrücke und Erfahrungen. Die Genealogie ist mir zu einem Hobby geworden und wann immer ich Zeit habe, vertiefe ich mich in Archive, um noch mehr zu erfahren. Aber auch die gegenwärtigen lebenden Verwandten von vier großen Familien sind für mich interessant und bereichernd in meinen Begegnungen mit ihnen. Nicht nur tauschen wir Fotos aus über die „Gründer“ der Familien (seit ca. 1870 bestehen Fotos), sondern ergänzen uns, in unserem Interesse für die Vergangenheiten der jeweiligen Familienzweige. Es schafft eine Ebene der Begegnungen, die ich nicht missen möchte, da die Eingebundenheit in einen großen Familienverband, in eine Geschichte, die im historischen Sinne sich bei vielen sehr unterschiedlich aber auch wieder sehr ähnlich zum Ausdruck kommt.

Da das Forschen von Familiendaten eines meiner Hobbys darstellt, habe ich mich auch er-

mutigt gefühlt, vor einigen Jahren mit der Erforschung der Geschichten der ehemaligen jüdischen Familien meines Heimatortes zu beginnen. Diese Forschungen glichen einer sehr schwierigen Reise. Ich hatte genau diese Vorbehalte: Hatten nicht die Familienstammbäume dazu gedient, genau diese Familien auszugrenzen und sie in die Vernichtungslager zu deportieren. Meine Scheu war groß, ich begann mit den Recherchen eher verhalten, zögerlich schaute, ob ich keinen verletzte oder zu nahe trat. Und was habe ich erfahren: Ich konnte eine Geschichte zurückgeben!

Ich habe die Daten der jüdischen Familien bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts zusammenstellen können. Wann die „Gründerväter“ in den Ort einzogen, welche Familien sich mit welchen anderen Familien zusammaten, wohin man sich verheiratete, wie viele Kinder schon als Kleinkinder früh verstarben ... wo sie in welchen Häusern lebten usw. - und bis zu deren Auslöschung durch die Nazis. Von der Familie, in deren Haus ich geboren bin, gibt es keinen einzigen der überlebt hat, von anderen Familien sind es ein oder Personen, die meisten haben nicht überlebt, sind in Auschwitz, Sobibor, Majdanek, Minsk ermordet worden. Als ich vor diesen Genogrammen saß, all die Toten sah, hatte ich nicht nur einen Kloß im Hals, liefen mir die Tränen, ich konnte ganz konkret erfassen, was es hieß, dass diese Familien ausgelöscht waren, nicht mehr bestanden. Es war eine erschütternde Zeit, diesen Verlust emotional an mich heranzulassen, zu spüren, was es da nicht mehr gab.



Bei meinen weiteren Recherchen u.a. in den USA, aber auch Südafrika, Israel und Holland fand ich schließlich Nachkommen von Überlebenden. Ich freute mich jedes Mal, wenn ich ein Lebenszeichen von jemanden bekam, der ein Nachfahre von einem ehemaligen Dorfbewohner war. Einer der/die es geschafft hatte, vor den Nazis zu fliehen. Schwierig ist es bis heute für mich damit umzugehen, wenn für die

Überlebenden oder deren Nachfahren, der Schmerz über das Erlebene weiterhin so groß ist, dass sie einen Kontakt nicht verkraften können. Um so mehr weiß ich es zu schätzen, wenn Nachfahren mit mir nunmehr über Jahre Kontakte pflegen, ja sogar Besuche und Treffen möglich sind, wenn mir Überlebende ihre dramatische Flucht aus Deutschland schildern und wir unsere Tränen laufen lassen. Diese Begegnungen erst haben es mir ermöglicht, zu sehen was es für jüdische Nachfahren bedeutet, dass wir nicht-jüdischen Deutschen diese Geschichte „rekonstruieren“ und damit die Geschichte, den Stellenwert, den diese Familien in unserem Leben als Nachbarn, als Freunde und teilweise als Verwandte hatten, zurück zu geben.

Für mich ist also gerade durch die Auseinandersetzung mit den „Stammbäumen“ von jüdischen Deutschen eher eine Möglichkeit entstanden, dass diese Familien wieder ihre Geschichte zurück erhalten – und zwar auch mit Hilfe von nicht-jüdischen Deutschen. Die Recherchen um diese Familien haben mir vor allem vor Augen geführt, dass eine der am heftigst forschendsten Gruppen von genealogisch Interessierten, jüdische Familien selbst sind. Im Internet ist die Bereitschaft zum Austausch von Informationen bei diesen Familien sehr stark ausgeprägt. Deren Suche nach ihren Familiengeschichten ist ein wesentlicher Teil der Suche nach einer Identität, die der Holocaust zu zerstören versucht hat.

So sehr auch die Nazis Familienstammbäume missbraucht haben, Genogramme können auch eine Geschichte zurück geben.

Das Ahistorische mancher Systemiker hat mich in den letzten Jahren zunehmend gestört, die Vergangenheiten von Familien werden nicht selten außer acht gelassen. Aufgrund meines eigenen persönlichen Hintergrundes (3. Generation Holocaust-Überlebende) habe ich immer in der Arbeit mit Weiterbildungsteilnehmern in den Familienrekonstruktionen (Conen, 1993) ein Hauptaugenmerk auf die Auswirkungen von Geschichte in den jeweiligen Familien gerichtet (Conen, 2002). Geschichte nicht als etwas Abstraktes zu begreifen, sondern mit ihren Auswirkungen auf das konkrete Familienleben, war und ist mir stets wichtig. Auch in Berlin zu leben und mit Familien und KollegInnen aus den neuen Bundesländern zu arbeiten, hat mir immer gezeigt, dass die Geschichte etwas mit Menschen „macht“. Die politische Wende, der Mauerfall (und vorher der Mauerbau), hat dermaßen Auswirkungen in den Familien, dass für

mich diese Brüche aufgegriffen, gewürdigt und auch „bearbeitet“ werden müssen. Diese Geschichte kann von uns Therapeuten und Beratern nicht ignoriert werden.

Für mich war es – auch vor meinen genealogischen Forschungen – schon immer sehr nützlich und hilfreich, Genogramme zu verwenden. Sie geben mir rasch einen Überblick über mögliche Beteiligte eines Familiensystems. Wie oft habe ich erlebt, bevor ich Familiengenogramme regelmäßig benutzte, dass Väter in den Familien mehr oder weniger hinten herunter fielen. Sie waren nicht anwesend, wurden auch nicht erwähnt, sie waren ganz einfach nicht existent. Diese Nicht-Existenz habe ich jedoch in Therapien und Supervisionen sowie Weiterbildungen eher feststellen können, wenn ein Genogramm erstellt wurde, denn zumindest dann wurde deutlich, da gibt es mehrere Väter, aber von allen ist nichts bekannt, gibt es zu ihnen keine Kontakte ... und dies erhöht es, Fragen zu stellen. Adoptierte Kinder, ein Aspekt, der in Jugendhilfefamilien gelegentlich vorkommt, werden ebenfalls auf diese Weise in den Blick gerückt und in ihrer Bedeutung für verschiedene Beteiligte – so manches Mal recht schmerzhaft – gesehen. Ferner sind in manchen Arbeitskontexten die „Familienvhältnisse“ eben meist nicht so „fein“ geordnet wie in anderen Kontexten und wer der Vater und Mutter von welchem Kind ist oder auch nicht ist, lässt sich anhand eines Genogrammes einfach schneller erfassen. Genogramme können also helfen rasch und kurz einen Überblick über ein Familiensystem zu geben.

Eine Landkarte ist jedoch nicht das Land!

In den letzten 3-4 Jahren stellt sich zunehmend ein Unbehagen bei mir ein, wie Genogramme in verschiedenen Arbeitskontexten so benutzt werden, dass ich inzwischen von einem Missbrauch spreche.

So ist es z.B. im Rahmen von Hilfeplanverfahren in der Jugendhilfe bei nicht wenigen Jugendämtern und Trägern der Jugendhilfe üblich oder sogar Standard, dass der Akte ein Genogramm beigelegt wird beigelegt sein soll! Manchmal kann ich dabei Genogramme entdecken, die bis in die vierte Generation der Eltern gehen. Ich schaue mir diese elaborierten Genogramme an und frage mich, welcher Teufel da wen geritten hat.

Für was benötigt ein Jugendhilfemitarbeiter ein Genogramm über die Tatsachen hinaus, wer zur aktuellen Familien gehört, wer die Großeltern

und deren weitere Kinder ... alles andere halte ich für eine Sache die nicht in eine Akte eines Jugendamtes gehört. Bei manchen Helfern habe ich den Eindruck, dass der Ehrgeiz ein umfangreiches Genogramm zu erstellen den Respekt vor der Intimsphäre einer Familie außer Acht lässt.

Auch so mancher leitende Mitarbeiter scheint vergessen zu haben, für was Genogramme erstellt oder notwendig sein können. Wenn es erst mal zum Standard gehört, dass scheint es inzwischen eine Art Selbstläufer zu sein. So manches Mal habe ich den Eindruck, dass seitens der Mitarbeiter vergessen wird, was es für eine Familie bedeutet, sich intensiv mit ihrer Familiengeschichte auseinanderzusetzen, sich anhand des Genogrammes „vergessener“ Familienmitglieder oder Familienkonflikte zu erinnern. Welche Wunden und Narben, deren Verheilung ggfs. Jahrzehnte brauchte, werden aufgerissen und dies oft nur, um die Information „abzuheften“. Familien werden nicht selten insbesondere im Rahmen solcher Hilfeplanungen mit den „angerissenen Gefühlen“ im Stich gelassen, müssen sehen, wie sie mit den „neuen Sichtweisen“ klar kommen, diese entweder wieder vor sich verschließen oder wenn es gut geht, diese integrieren.

Ich habe den Eindruck, dass durch einen Mangel an Respekt vor den Geschichten „hinter“ diesen Genogrammen, Mitarbeiter sich Chancen vergeben und auch bedingt durch mangelndes Training nicht oder nur unzureichend Wissen, *wie* sie diese Informationen so nutzen können, dass diese „Archäologischen Arbeiten“ für die Familien neue – und dabei Hoffnung machende – Impulse geben können.

Es kann nicht sein, dass Genogramme als eine weitere Technik verbucht werden, aber nicht (mehr) begriffen wird, dass dem Respekt vor

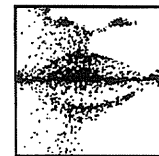
der Geschichte einer Familie Vorrang zu geben ist.

Erstaunt hat mich die Äußerung einer Mitarbeiterin, die davon ausgeht, dass Genogramme doch eine objektive Form der Erfassung der Familienmitglieder sind. Ich wies daraufhin, dass es meiner Erfahrung nach in jeder Familie Geheimnisse gibt, die auch dazu beitragen können, dass ein Genogramm nur vermeintlich „alle Fakten“ zusammen trägt. Ein Genogramm kann zu unterschiedlichen Zeitpunkten sehr unterschiedlich ausfallen – kann also weit entfernt sein von einer vermeintlichen Objektivität. Außerdem können Genogramme dazu beitragen, dass andere wesentliche Systeme nicht erfasst werden, so dass andere relevante Personen in ihrer Bedeutung vielleicht durch andere Mittel (z.B. Soziogramm, Netzwerkanalyse, Hauszeichnung) eher in den Blick rücken als durch ein Genogramm, das nur das Familiensystem erfasst – und damit eben auch eine Einschränkung darstellen kann.

Literatur

Conen, Marie-Luise (1993): Systemische Familienrekonstruktion. In: Zeitschrift für systemische Therapie. 2, S. 84-95

Conen, Mark-Luise (2002): Deutsche Familiengeschichten – Deutsche Vergangenheiten: In: Zeitschrift für systemische Therapie. 3, S. 149-159



Anschrift der Verfasserin

Dr. Marie-Luise Conen
Context-Institut für systemische Therapie
und Beratung
Heinrich-Seidel-Str. 3
12167 Berlin